

Lied der russischen Gefangenen in Grodno.

Mitgeteilt von Herbert Eulenberg.

Siehst mich weinen, Mütterchen, mein Rußland!
Fallen mir die bittern, kalten Tränen,
Drin sich meine finstere Seele spiegelt,
In den braunen abgetragenen Mantel,
Der mir so verhaßt ist wie dies Leben.
Haßt du denn kein Mitleid mit mir Armen?
Läßt mich hier erbarmungslos verderben
Ohne Weib und ohne meine Kleinen,
Die mich längst wie du vergessen haben.

Einstens kommt der Tag, um den ich lebe
Und noch Atem ziehe hier im Gend,
Kommt der Tag, an den ich immer denke,
Wenn ich träumend fremde Arbeit tue,
Jahre, Jahre lang schon ein Gefangener,
Und durch Frost mit den Gefährten froste,
Die mir so verhaßt sind wie ich ihnen.

Vor dich treten werd' ich jenes Tages
Aug' in Auge, Mütterchen, mein Rußland,
Mit geballten Fäusten dann und klagen.
Hörst mich klagen, Mütterchen, mein Rußland!
Hab' es dir bei Tag und Nacht geschworen
Bei den Heiligen, die mich erhören.
Die Vergeltung kommt und meine Rache,
Hüte dich, ja, hüte dich vor mir
Und dem Tag, an dem ich vor dir stehe!

Realpolitik und Augenblicks- politik.

Von Heinrich Cunow.

Der Weltkrieg hat in unserer Partei eine Reihe überlieferter politischer Illusionen grausam zerstört. Manche waren zwar vor Kriegsbeginn schon theoretisch angefochten, hatten aber alle Anfechtungen, wenn auch mit einigen Schrammen, glücklich überstanden, da der geschichtliche Nachweis ihres auf unrichtigen Entwicklungshypothesen beruhenden imaginären Charakters nicht geführt werden konnte; denn nichts ist irriger als die Annahme, in der Gemütsverfassung einer Zeit und einer Volksschicht wurzelnde Ideen ließen sich ohne weiteres durch logische Erörterungen beseitigen. Es ist nun mal so, daß sich solche Illusionen ableben müssen, das heißt, daß zwischen ihnen und der Wirklichkeit bestehende Gegensätze durch die geschichtlichen Ereignisse drastisch aufgezeigt werden müssen, bevor sie aus den Köpfen verschwinden. Und selbst dann fällt es, wie wir heute wieder bei verschiedenen Parteigenossen sehen, manchem recht schwer, seine zu Dogmen erstarrten Illusionen aufzugeben, zumal wenn sie ein Stück seines Gemütslebens geworden sind und er mit ihnen zugleich langgehegte Hoffnungen zu Grabe trägt. Das Umlernen, soweit es wirkliches Umlernen mit dem Wechsel der Zeiten ist, ist eben keinesfalls eine leichte Sache.

Es gibt denn auch nicht wenige, die noch immer krampfhaft an ihren alten Illusionen festhalten, die mit Sicherheit darauf rechnen, der Krieg werde in ganz Europa mit der sozialen Revolution, dem Uebergang zur sozialistischen Gesellschaftsordnung und der Errichtung einer freien Republik der europäischen Staaten abschließen, wie sie Karl Kautsky im Jahre 1911 in der „Neuen Zeit“ als sichere Folge des Weltkrieges prognostiziert hat. Aber das Häuflein derer, die noch an solche und andere Illusionen glauben, ist denn doch im Laufe des Krieges sehr zusammen geschmolzen und wird wahrscheinlich in den Jahren nach dem Kriege noch mehr zusammen schrumpfen. Geschichtliche Tatsachen reden eine harte Sprache.

An die Stelle derartiger schöner Hoffnungen ist mit den Erfahrungen des Krieges mehr und mehr in unserer Partei eine gewisse realpolitische Betrachtung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse getreten, eine Betrachtung, die die Dinge zu erkennen sucht, wie sie wirklich beschaffen sind und alles spekulative Hinausstreben in das ferne Reich der Zukunft für Utopie hält. Das ist sicherlich ein politischer Fortschritt, denn der Weg der Entwicklung führt von der Utopie zur Realpolitik, aus dem Reich der schönen Zukunftsträume ins nüchterne Reich der rauhen Tatsachen. Häufig will es uns sogar scheinen, als würde jetzt in der Partei öfters die Gegenwart allzu nüchtern betrachtet und über das augenblicklich politische Gegebene das sich gestaltende und Kommende übersehen.

Das ist freilich aus zwei Gründen nur allzu begründet. Erstens aus dem Gefühl: erst müßten wir aus dem jetzigen Kriegsdruck heraus, zweitens aus der Enttäuschung, die der Zusammenbruch der früheren Illusionen hinterlassen hat. Der Mensch ist nun mal so veranlagt, daß er leicht zwischen Extremen schwankt. Brechen langgepflegte Erwartungen zusammen, so fällt er oft, wenn auch nur vorübergehend, der Zweifelstucht anheim und traut nur dem, was er, bildlich gesprochen, mit Händen zu greifen vermag. So hat denn auch

manchem guten Parteigenossen eine Stimmung erfaßt, die am besten in der Frage zum Ausdruck kommt: „Was ist denn von all den einstigen Ansichten und Hoffnungen in unserer Partei noch Wahrheit?“, während andere nur noch das gelten lassen wollen, was die jeweilige Situation und die aus dieser sich ergebenden Augenblicksinteressen gebieten. Für eine Partei, die nicht dem Augenblick lebt, die in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gar nicht ihre Ziele zu verwirklichen vermag und deshalb notwendig über die Gegenwart hinaus nach einer anderen Ordnung der Lebensverhältnisse strebt, eine grundverfehrte Politik!

Sozialistische Realpolitik treiben, das heißt die politischen Dinge nicht so aufzufassen, wie man sie wünscht, sondern wie sie wirklich sind, und sie in dieser ihrer wirklichen Beschaffenheit in die politische Berechnung einzustellen, also sich nicht Selbsttäuschungen hingeben und auf Grund solcher Täuschungen eine verkehrte Politik befolgen. Aber es heißt nicht, nur die augenblickliche Lage ins Auge zu fassen, alles Hinausdenken über das jeweilig Gegebene zu unterlassen und nur die Augenblicksinteressen anzuerkennen. Wohl muß jede Politik, die auf die Bezeichnung Realpolitik Anspruch macht, die jeweilige politische Situation berücksichtigen und sie als geschichtlich Gegebenes in Rechnung stellen; aber sie darf ihre Kalkulation nicht auf dieses Gegebene beschränken, denn das Heute ist nur die Folge des Gestrigen, wie es seinerseits wieder eine Vorbedingung des werdenden ist. Gerade eine richtige Realpolitik verlangt, daß das ganze politische Leben als ein sich verändernder stetiger Entwicklungsprozess, als ein fortwährender Uebergang aus einer Ordnung der sozialen Zusammenhänge in eine andere Ordnung aufgefaßt wird. Eine gegebene Situation stellt also auch nur eine einzelne Momentphase in der Erscheinungen flucht dar, die in sich bereits die Ansätze demnächstiger Neugestaltungen enthält. Ist das aber richtig, dann wäre es völlig verkehrt, das jeweilig Gegebene gewissermaßen als isolierte Tatsache hinzunehmen, sich auf dessen Betrachtung und Würdigung zu beschränken und danach die politische Haltung zu bestimmen. Eine richtige Realpolitik sieht vielmehr in der gegebenen politischen Lage immer nur eine Stufe im geschichtlichen Gesamtverlauf, die ihre eigenartige Bedeutung erst durch ihre Stellung in diesem Prozess erhält. Demnach muß der Realpolitiker auch sein Augenmerk auf den Gesamtverlauf richten und danach seine Maßnahmen treffen. Das Augenblicksinteresse kann sehr wohl zu dem Interesse, was sich morgen oder später aus einer veränderten Lage ergibt, in Widerspruch stehen, eine ausschließliche Berücksichtigung des Heute also auch eine Vernachlässigung oder Aufopferung des Zukunftsinteresses zugunsten des heutigen Interesses bedeuten. Und wie will man organisatorische Vorbereitungen für kommende Entwicklungsziele treffen, wenn man nur die Betrachtung der politischen Gegenwart für nützlich erklärt und jede Unterstützung ablehnt, die aus der bisherigen Entwicklung Folgerungen für ihren weiteren Verlauf zu ziehen sucht?

Jede vernünftige Realpolitik muß deshalb nicht nur das Heute, sondern auch das sich voraussichtlich morgen und übermorgen aus dem heutigen Entwickelnde in ihr Kalkül einstellen. Nicht minder unrichtig ist es freilich, wenn eine Politik nur das Zukünftige ins Auge faßt, sich auf Grund unbewiesener Hypothesen Zukunftssituationen konstruiert, und dann nach diesen ihr politisches Verhalten einrichtet, vielleicht sogar im Hinblick auf allerlei erhoffte Zukunftsmöglichkeiten die Teilnahme an bestimmten politischen Gegenwartsarbeiten ablehnt. Zum Beispiel in der Juberversicht auf eine erhoffte baldige Revolution, die ja doch alles ändern werde, es unterläßt, einen nachhaltigen Einfluß auf die heutige Staatsgenossenschaft zu erstreben.

Dabei soll keineswegs bestritten werden, daß die Sozialdemokratie als eine Partei, die nicht eine bloße Verbesserung der heutigen Gesellschaftsordnung bezweckt, sondern über diese hinaus einer neuen Ordnung zustrebt, mit ihrer eigenen Politik in einen gewissen Widerspruch zu geraten vermag, da sie einerseits die heutige Gesellschaftsordnung als verfehlt betrachtet und möglichst bald durch eine andere ersetzen möchte, andererseits aber erkennt, daß manche Stützen der heutigen Ordnung zugleich Grundlagen eines künftigen Aufbaues sind, also erhalten und geschützt werden müssen. Sie ist daher oft gezwungen, zugleich unwidrigend und konsequenter zu verfahren und je nach den wechselnden Umständen heute das zu verteidigen, was sie gestern angegriffen hat.

So kann sie heute, wenn die Arbeiterschaft in einem großen Streik gegen das industrielle Unternehmertum steht, genötigt sein, mit aller Kraft gegen dieses Unternehmertum anzurennen und seine Schäden darzulegen — und morgen, wenn die Entwicklung dieses Kapitals von den Großagrariern durch Gesetze oder Jolltarife zu hemmen versucht wird, sich gezwungen sehen, das, was sie gestern noch angegriffen hat, zu verteidigen, da die weitere Entfaltung des Industriekapitals trotz seines Gegenwärtigen gegen die sozialistischen Bestrebungen doch Vorbedingung des ferneren Aufstieges der Arbeiterklasse und des späteren Uebergangs zu einer sozialistischen Wirtschaftsordnung ist. So kann ferner, um ein weiteres Beispiel zu nennen, eine Gewerkschaft eine Unternehmerorganisation aufs heftigste bekämpfen, um sie zum Abschluss eines günstigen Tarifvertrages zu bewegen, und sie kann dann, wenn die Tarifgemeinschaft zustande gekommen ist, sich doch veranlaßt sehen, das Be-

streben der betreffenden Unternehmerorganisation, sich auszudehnen und die sogenannten disziplinwidrigen Unternehmer sich anzugliedern, in jeder Weise zu unterstützen, da sie nun ein Interesse daran hat, daß die Tarifgemeinschaft in der ganzen Branche konsequent durchgeführt wird. Ebenso kann auch die Sozialdemokratie die Politik einer Staatsregierung aufs nachhaltigste bekämpfen und doch unter gewissen Umständen im eigenen Interesse für die staatliche Monopolisierung eines bestimmten Industriezweiges eintreten, obgleich sie weiß, daß sie dadurch die Macht der Regierung stärkt.

Das erscheint, äußerlich betrachtet, als ein Widerspruch, als eine inkonsequente politische Taktik, und ist es in gewissem Sinne auch, wie denn auch jedesmal, wenn ein derartiger politischer Frontwechsel erfolgt, ein Teil der sogenannten „Unentwegten“ auftritt und verkündet, das sei eine ganz inkonsequente und „unprinzipielle“ Realpolitik, eine Abweichung von den altbewährten Bahnen usw.

Sicherlich, ganz konsequent ist eine solche Taktik nicht; aber diese Inkonsequenz liegt nicht in der Politik selbst, sondern in der Tatsache, daß die Gesellschaftsordnung gar nicht etwas Einheitsliches, sondern ein aus mannigfachen Gegensätzen zusammengesetztes ist und daß demnach auch die gesellschaftliche Entwicklung, um mit Hegel und Marx zu reden, ein dialektischer Prozess ist, in dem gleichzeitig die verschiedenartigsten Tendenzen und Gegen Tendenzen zur Auswirkung gelangen. Die gesellschaftliche Entwicklung vollzieht sich keineswegs genau in einmal eingeschlagener Richtung, sondern in stetigen Umschlägen und Umwendungen, und eine Politik, die praktisch wirken und praktische Erfolge erzielen will, muß diesem Wechsel der Dinge Rechnung tragen. Mit anderen Worten: veränderte soziale und staatliche Verhältnisse bedingen auch eine veränderte politische Taktik. Freilich dürfen nicht, wie schon vorhin ausgeführt wurde, die jeweiligen Verhältnisse ganz allein die Politik bestimmen. Das Entwicklungsziel darf nicht dem Auge verloren gehen; es muß als Richtungsmerkmal für die Wegorientierung in Sicht bleiben.

Selbsthilfe der Frauen!

Von Clara Böhm-Schuch.

Die Frauenarbeit während dieses Krieges, die einfache und die selbstverständliche Art, wie die Frauen neue Lasten auf sich genommen, ungewohnte Tätigkeiten ergriffen und Vollwertiges auf allen Gebieten geleistet haben, ist oftmals der Gegenstand hohen Lobes gewesen. Ueber dieses Lob, das vielleicht den Arbeitseifer mancher Frauen noch mehr entfacht, das aber zu nichts verpflichtet, ist man in der Praxis nicht wesentlich hinausgekommen. Außer der erweiterten Mutter- schaftsfürsorge sind den Frauen nennenswerte soziale Zugeständnisse nicht gemacht worden, trotzdem mit Rücksicht auf die stark vermehrte und schwere Frauen- arbeit während des Krieges soziale Schutzmaßnahmen für Frauen und Kinder im weitesten Umfang getroffen werden müßten.

Die ungeheure Last, welche die arbeitende Frau und Mutter trägt, ist oft genug Gegenstand von Zeitungsaufleisern und Versammlungsreferaten gewesen. Doch aber bisher so wenig geteilt ist, um diese Last zu erleichtern, liegt wohl mit daran, daß in keiner gesetzgebenden Körperschaft, in keiner Volks- oder Bevölkerungsvertretung Frauen sind. Ueberall sollen die Interessen der Frauen durch Männer wahrgenommen werden, obwohl es in der Natur der Sache liegt, daß dies gar nicht immer möglich ist. Unsere Genossen in den Parlamenten und öffentlichen Körperschaften haben uns tapfer vortwärts gehalten, aber es wäre besser gewesen, wenn Frauen mit ihnen hätten arbeiten können. Auch daß jetzt in Berlin Frauen zu den verschiedenen Deputationen zugelassen sind, haben wir in erster Linie den sozialdemokratischen Stadtverordneten zu danken. Viele Männer haben gewiß den besten Willen, den Forderungen der Frauen gerecht zu werden, aber es werden immer nur wenige sein, die all die Lasten und Sorgen, welche das Frauenleben schwer machen, zu würdigen wissen. Viele andere Männer aber, die es auch als eine ihrer politischen Aufgaben betrachten, den Fortschritt allerwegen zu bekämpfen, haben nicht einmal den Willen, den Frauen zu helfen.

Das ist besonders froh während des Krieges zutage getreten. Diesen Männern wäre es auch lieber, wenn die arbeitenden Frauen von dem wirtschaftlichen und sozialen Kampf um ihre Lebensinteressen, den sie nur in Gemeinschaft mit der männlichen Arbeiterschaft führen können, abgedrängt würden, durch den nutzlosen Kampf der Geschlechter.

Auf allen Gebieten hat der Krieg Umgestaltungen hervorgerufen. Durch die Rationierung der notwendigsten Lebensmittel und Bedarfsmittel mußten bis in die kleinste Gemeinde hinein Neuorganisationen geschaffen werden. Aber nur in wenigen Fällen hat man bei diesen Umgestaltungen auf den öffentlichen Wirtschaftsbereichen Frauen als Mitberatende hinzugezogen.

Solange der Einzelhaushalt besteht (und er besteht noch in unserer Zeit, wenn auch in einigen Großgemeinden die Massenpeisungen eingeführt sind, denn vor den Toren wohnen auch noch Leute), ist die Frau diejenige, welche die Lebensmittelbeschaffung und Verteilung für ihren Haushalt in Händen hat. Auf diesem Gebiete hat also die Frau die besten praktischen Erfahrungen. Ganz besonders die Arbeiterfrau. Sie mußte auch vor dem Kriege bei den Mitteln, welche ihr zur Verfügung standen, sehr tüchtig in der Hauswirtschaft

sein, wenn die Familie vorwärts kommen sollte. Viele Arbeiterfrauen haben es aber auch im Frieden bei Arbeitslosigkeit und Lohnkämpfen erfahren, was es heißt, auf schmalste Kost gesetzt zu sein und doch trotz Hunger und Entbehrungen nicht mutlos zu werden. Sie waren also durchaus sachverständig dafür, womit man praktisch auskommen und was man entbehren kann. Hier kam es und kommt es aber vielmehr auf die erprobte Praxis als auf die Theorie an, wenn auch noch so gelehrte Theorie an. Manche Hausfrau hat während dieser Jahre über solche gelehrte Theorien oder „Kriegsrezepte“ ärgerlich oder lachend den Kopf geschüttelt.

Im Laufe des letzten halben Jahres sind die Ernährungsverhältnisse immer drückender geworden. Gereizt und nervös sind viele Hausfrauen (besonders wenn sie in erster Linie Arbeiterin sein müssen) geworden, aber diese Nervosität ist in den Verhältnissen begründet und darum verständlich. Ist der Mann noch hier, dann soll für ihn zuerst gesorgt werden, damit die Arbeitskraft erhalten bleibt. Aber auch die Kinder müssen sich satt essen, wenn sie nicht Schaden leiden sollen und erst zuletzt kann die Frau und Mutter an sich denken. Sie wird also am schlechtesten leben und am schnellsten unterernährt sein. Mit den rationierten Lebensmitteln auszukommen ist für eine Familie mit größeren Kindern sehr schwer, außerdem ist eins der wichtigsten Nahrungsmittel, der Kartoffel, wochenlang nicht zu haben gewesen. Von der Hausfrau verlangt aber die Familie das Essen, und meistens fragt niemand danach, wo sie es hernehmen kann. Da beginnt dann das Jagden nach Lebensmitteln um jeden Preis. Wer das Geld dazu hat, kauft, was er bekommen kann, und anscheinend ist zu überhöhten Preisen noch von allem etwas zu haben. Dieser Zustand ruft in den minderbemittelten Kreisen, besonders unter den Frauen, eine berechtigte Unzufriedenheit hervor. Nicht mehr als vorhanden ist, kann verteilt werden, damit ist jeder vernünftige Mensch einverstanden; aber es soll auch alles, was vorhanden ist, wirklich gleichmäßig verteilt werden. Sonst kommen auch hierbei die Leute mit dem weitesten Gewissen, da sie überall wuchern und somit das meiste Geld in Händen haben, am besten weg. Und gerade die Frauen, deren Männer im Felde sind, die ein geringes Einkommen haben und deshalb schwer arbeiten müssen, um sich und die Kinder durchs Leben zu bringen, kommen am allerleichtesten weg. Das muß natürlich wieder in den Kämpfen draußen bittere Gefühle auslösen. Dazu kommt bei den Frauen, da sie in den Lebensmittelkommissionen nicht durch Frauen vertreten sind, das Gefühl der Ohnmacht gegenüber diesen Verhältnissen.

In Neukölln wurde vor einigen Wochen der vernünftige Entschluß gefaßt, Frauen in die Lebensmittelkommission aufzunehmen. In den meisten Gemeinden sperrt man sich dagegen, und es scheint, daß es um so mehr geschieht, je kleiner die Gemeinde, je weniger also von sozialdemokratischen Vertretern im Gemeindeparlament sind.

In Köln a. Rh., Stuttgart und anderen Städten haben sich seit längerer Zeit aus Frauen der Arbeiterklasse der bürgerlichen Kreise selbständige Kommissionen gebildet, die im Interesse der Bevölkerung Erprobliches leisten und von den Stadtverwaltungen zur Mitarbeit herangezogen werden. Es wäre dringend notwendig, daß die Frauen überall zu dieser Selbsthilfe schreiten würden. Sie sind die unmittelbaren Leidenden, darum sollen sie auch gehört werden. Es geht nicht an, daß sie als Arbeiterin anerkannt, als Ritterkaterin für die Interessen der Allgemeinheit aber abgelehnt werden.

Genau so wichtig wie die Lebensmittelversorgung ist die Kinderbetreuung. Es ist traurig und muß verbittern auf jede arbeitende Mutter wirken, wenn ihre Arbeit immer wieder lobend anerkannt wird, dagegen aber wenig oder gar nichts geschieht, um ihre Kinder während ihrer Abwesenheit vor Leiblichen und seelischen Schäden zu bewahren. In meinem Artikel: „Das Hilfsdienstgesetz und die Frauen“ habe ich schon darauf hingewiesen, wie notwendig die Unterbringung aller Kinder arbeitender Mütter bis zum Alter von 14 Jahren in guten Heimen wäre. Die Erfüllung wäre die Gesellschaft den Frauen, die ihre Männer in Not und Tod gehen lassen mußten, welche selbst ihre ganze Kraft hergeben müssen, um die Volkswirtschaft in Gang zu halten, einfach schuldig. Und sich selbst auch; denn diese Kinder sind die Zukunft Deutschlands. Aber können die Männer, welche für die

Erfüllung dieser Forderung in Betracht kommen, überhaupt eine arbeitende Mutter verstehen? Wohl kaum. Und darum sollte auch hier die Selbsthilfe eingreifen. Die Kinderbeschäftigungskommissionen der Arbeiterklasse sollten erweitert und die Unterbringung der aufsichtlosen Kinder in Gemeindeheimen energisch von ihnen betrieben werden. (In Berlin besteht seit kurzer Zeit ein Ausschuss für die Unterbringung aufsichtloser Kinder, dessen Vorsitzender der Genosse Sassenbach ist.) Alle Kommissionen, die so gebildet werden, hätten mit unseren Gemeindevertretern Hand in Hand zu arbeiten, und die Gemeindevertreter hätten dafür zu sorgen, daß die berechtigten Wünsche der Frauen gehört, ihre Vorschläge geprüft und die Mitglieder der Kommissionen bei der Ausführung herangezogen würden. Voraussetzung für die Möglichkeit einer solchen Organisation zur Selbsthilfe ist allerdings, daß die Frauen durchaus einig sind in dem, was sie wollen, und sich fest zusammenschließen.

Leider ist es ja vielerorts gelungen, die berechtigte Unzufriedenheit der Frauen auf falsche Wege zu lenken und sie so von den Organisationen der Arbeiterklasse der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften abzusprenken, ihr Vertrauen zu den bewährten Vertretern der Arbeiterinteressen zu untergraben. Wir Frauen sind natürliche Gegnerinnen des Krieges. Weil wir als Mütter Schöpfung und Werden des neuen Lebens in uns selbst erleben, darum hoffen wir die blinde Vernichtung, wie sie der Krieg darstellt. Dazu ist fast jede Frau als einzelne in ihren heiligsten Gefühlsboden diesem Kriege betroffen worden. Und gegenüber dieser furchtbaren Vernichtung machtlos zu sein, das drückt uns am meisten nieder, ist in uns die Quelle immer neuer Erbitterung.

Ueber dieses Gefühl kommen wir aber nicht hin, wenn wir das zerstören helfen, was die Arbeiterschaft im Frieden errichtete und was unser aller Stolz in jenen Tagen war: Die Organisation. Es hilft auch nichts, wenn wir denen folgen, die uns zurufen: „Es ist nicht unser Krieg, er geht uns nichts an“. Denn es ist ja leider unser Krieg, wir sind an ihm gebunden mit unserm stammenden Frauenhoh, weil er unser Glück zerstört. Und darum kann es für uns Frauen nur einen Weg geben: helfen, daß in Zukunft eine solche Zerstörung unmöglich ist; daß die heranwachsenden Kinder ganze Menschen werden und daß aus dem, was der Krieg zerstört, Neues und Besseres ersticht.

Und wo uns die Wege zu diesem Ziele heute noch verwehrt sind, müssen wir uns zur Selbsthilfe zusammenschließen. Müssen wir gemeinsam mit unseren Genossen dafür kämpfen, daß die berechtigten Forderungen der Frauen anerkannt und im Interesse der Allgemeinheit verwirklicht werden.

Kriegswunden und Naturheilung.

Von Dr. Hermann Deller.

Krieg! Immer, immer noch steht das apokalyptische Ungeschehen über den unglücklichen Ländern Europas. Riesenhaufen, kalte, kalt und glatt, hart und unerträglich. Wo das Schaulust seine spinnen Krallen in das Land geschlagen, da ist Leide, Zerstörung, Entsetzen, Jammer. Wohin es mit heiserem Wollen in feurigem Gluthauch die Tausende von Geschossen und Bomben spieß, da zerstören stürzende Dörfer, blühende Städte werden zu schwelenden Trümmerhaufen, die Stätten lachenden Glücks sinken in Asche. Zerstörung überall, und überall Jammer, Entsetzen, Wehgeschrei! Hunderttausende von blühenden Menschenleben werden jäh daniergemacht, mitten in ihrer vollen Blüthezeit, mitten aus lachendem Leben in den Tod gerissen, andere Hunderttausende so zerschmettert, daß der müde Leib an grausamer Verletzung stehend zugrunde geht. Und wieder Hunderttausende reiten aus der holländischen Vernichtung ein zerbrochenes Leben. Hunderttausende! Welch entsetzliche Zahl! Hundert- und über Hunderttausende! Uns schaudert.

Unser Menschenleib ist ein gewaltiger, großmächtiger Bau von Millionen und aber Millionen von „Zellen“, ein Zellenstaat, in dem all die vielen Einzelzellen, in Organen und Geweben aufgebaut, zu einer Einheit zusammenschließen, sich zusammenschließen zu erschaffenlich vernünftigem Handeln, zu unablässiger Arbeit Hand in Hand, in ständiger Fühlung untereinander und mit den Bedürfnissen und Forderungen des ganzen Organismus. Doch er sich selbständig und erfindereich mit allen Aufgaben abfindet, die täg-

lich und fröhlich die wechselnde Umgebung dem Leben aufdrängt. Doch er auch dann, wenn er in seinen Grundfesten erschüttert wird, mit ruhiger Selbstverständlichkeit, ohne daß wir klugen Menschenfinder etwas von den geheimnisvollen Vorgängen im Körper ahnen, die sich ärmlichen Schwereigkeiten niedergewingt und sich durchringt zu Harmonie und Gesundheit.

Hunderttausende, Millionen dieser Zellenstaaten werden Opfer des Krieges. Von Geschossen getroffen, stürzt der Zellenstaat zusammen. Mancher erhebt sich nicht wieder, weil lebenswichtige Organe brutal und jäh zerstört wurden, ohne die das Lebensübermaß sich nicht im Gange halten läßt. Viele, denen eine große Ader durchschossen war, verlieren in kurzen Augenblicken von dem köstlichen roten Lebenssaft so viel, daß der Zellenstaat nicht mehr am Leben bleiben kann und rettungslos zugrunde geht. Andere erlitten schwere Verletzungen, retteten aus Sichtlich und Krampflich einen grauhaft verstümmelten Leib, viele andere wieder wurden getroffen, und die Verletzung heilte, ohne daß der Lebensbetrieb auf die Dauer wesentlich gestört wurde. Hier ist der Krieg und dort ist der Zellenstaat. Der Zellenstaat das Opfer und Vernichtungsziel des Krieges, dessen grausamer Zweck es eben ist, Menschen, Zellenstaaten zu vernichten. Darum wählt man ja gerade Zerstörungsmittel, von deren Wirksamkeit man sich hinreichend überzeugt hat und deren roher, erbarmungsloser Gewalt der Zellenstaat hilflos preisgegeben ist.

Dieser Vernichtung gegenüber vom sieghaften Zellenstaat zu sprechen, scheint wie blutiger Hohn zu klingen. „Das mag wohl für Friedenszeiten ganz hübsch ausgeklügelt sein, aber im Krieg“ so wirkt man mit ein. Kommt der Zellenstaat ja gar nicht dazu, sich dem Unheil gegenüber wehren zu können.“ Schon recht! Abwehren kann der Zellenstaat das Geschick nicht — aber wenn er getroffen, dann reißt sich in ihm die Majestät des Lebens, tiefen- groß, und rettet aus dem Untergang, was zu retten ist, und Millionen von Menschen bleiben am Leben, die ohne diese fähige Kraft elend zugrunde gegangen wären. Kein, gerade hier im Kriege zeigt sich für den Lebenden die ganze Wunderkraft des Zellenstaates, allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten, sich siegend durchzuringen vom anscheinend unabwendbaren Untergang zu den Höhen des Lebens.

Jeder der Kämpfer ist ein Organismus. In ständiger Selbstverständlichkeit erledigen die Zellen in jedem einzelnen ihre Aufgabe. Diese verbauen und speichern Baustoffe auf, jene reinigen das Blut und schaffen das Störende heraus. Andere verlieren Kraft und Nahrung an die Zellen, die deren benötigen, aber regeln Atmung und Herzschlag, bauen auf oder brechen Unbrauchbares ab — alle vollbringen in dem unablässigen, geheimnisvollen Zusammenarbeiten des sich selbst regelnden Körperwerkes tausendfältige fruchtbare, zweckmäßige Arbeit. Und wenn der Krieger in heiserer Schlacht mit leuchtenden Augen vorwärts stürmt, in seinem Innern, im Zellenstaate geht die Arbeit mit derselben ruhigen Ordnung, mit derselben unerschütterlichen Sicherheit fort, wie im tiefsten Frieden. Was kümmert den Zellenstaat der Menschenkrieg? Da! — Ein Juch! Was war's! In Bruchteilen einer Sekunde flog ein Geschoss durch den Arm. hinein, und bevor man's denken konnte, an der Rückseite wieder hinaus. Von vorn nach hinten durch! Und durchschnitt im laufenden Fluge die Muskeln und weichen Teile des Armes. Aufgeschreckt ist auf einmal der Zellenstaat aus seiner Ruhe. Alarm! Große Gebiete sind jäh demüthet. Unaufhörlich hütet es in das Gebiet der Zerstörung. Gefahr im Verzuge! Eine neue, eine große, eine unerhörte Aufgabe! Der Zellenstaat muß sie lösen; denn hier gibt's nur ein bitteres Entweder — Oder. Entweder die Lösung wird nicht geschafft; dann muß der Körper verzichten auf die Leistung der durchschossenen Teile, muß ruhig zusehen, wie er sich innerlich verblutet, muß dulden, daß das harmonische Zusammenarbeiten für immer gestört wird, muß das unabwehrbare Schicksal über sich ergehen lassen, oder — er rafft sich auf, sucht's zu schaffen, schafft's und bleibt am Leben! Und er schafft's und bleibt am Leben! Und er schafft's auch mit so verblüffender Leichtigkeit, daß der Verletzte gar nichts davon merkt, wie in seinem Körper das Wunder der Heilung vor sich geht. Ebensoviele, wie wir von dem vielseitigen, rastlosen Schaffen und Wirken und der stillen Heilungsmännchen-Tätigkeit im Innern unseres Körpers eine Ahnung haben. Schafft's so glatt und sicher, daß uns solche Heilung alltäglich, selbstverständlich scheint. Alles ganz still und ruhig mit einer erschäunlichen Zielgenauigkeit.

Was ist denn eigentlich geschehen? Unschlüssig entstand eine lange, röhrenförmige Wunde quer durch den Arm hindurch. Wachen wir uns die Entstehung dieser Verwundung klar! Mit der unerschütterlichen Geschwindigkeit von etwa 800 Meter in der Sekunde, ge-

Die Landpartie.

Eine durchaus mögliche Geschichte von Julius Serfas.

„Bist Du nun endlich fertig?“ rief ich meiner Frau zu, der um die Welt ihre blonden Zöpfe nicht gut genug liegen wollten. „Ja, komme gleich,“ gab sie zurück, während ich meine neu beschafften, benagelten Stiefel musterte, ob sie wohl auch aushalten würden. Nun, einen Tag wird es wohl noch gehen, dachte ich.

Endlich kam meine angehaute Gattin zum Vorschein. Grünes Hüßl, Touristengewand, dito Schuhe (Beschreibung wie oben), und besah mich: „Für einen haarigen Quack durstest Du dicke Wadln haben und einen gerundeteren Kopf. Du siehst dringend verdächtig für so eine Landpartie aus.“

Meine Entrüstung hätte doch nichts genützt, weil es stimmte. Mein Gott, wenn man sein Fett auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat...

Nun noch den Rucksack und auf. Der Zug, der uns nach unserem ländlichen Ziel bringen sollte, war den Zettumständen entsprechend überheizt. Ein erster Probi, daß wir zu Hause die Kohlen sparten, die wir nach vier Wochen langer Bestellung immer noch nicht erhalten hatten, und uns kostenlos erwärmen konnten, was bei bejahter Fettopferung durchaus angenehm war.

„Siehst Du,“ sagte ich zu meiner Frau, „eine warme Umgebung erheitert, verständlich genossen, schon einen Schweinsbraten mit Knödel“, und ich mußte sie wieder an den Vorschlag eines englischen Blattes erinnern, das seinen Lesern empfohlen hatte, ein eventuell fehlendes Beifisch durch ein zweites Bollkorn zu ersetzen.

Meine Frau wollte einwenden, daß einem aber auch die Wolle ausgehen könne, selbst wenn man bis dato drinn gefressen wäre. Ich mußte schon, daß sie den U-Boot-Krieg meinte und gab ihr deshalb recht. Das mußte ich, denn ich wollte doch die Route für unsere Landpartie zurecht legen und überhaupts, über den U-Boot-Krieg streitet man nicht.

Was nun unseren Tourenplan anbelangt, so hatte meine Frau einen nach ihrer Ansicht einfach entzückenden Plan, der mir dagegen sehr komplizierter erschien. Indes, ich mußte ihrem

Spürsinn den Vortritt lassen, schon deshalb, weil sie es gesichert konnte und ich nicht, außerdem alle Adressen notiert hatte — meine Frau notiert alles — und dann wegen der Wadln; auch deshalb war es gut, wenn sie vorausging. Also nahm meine Frau das Wort:

„Wir gehen zunächst nach Jettbach, dann nach Schinken- dorf, biegen um nach Rehlheim und fahren von Eierlingen wieder heim. Was wir in dem einen Nest nicht kriegen, gibts im andern gewiß.“

Ich hätte es aus verschiedenen Gründen lieber umgekehrt gemacht, aber wenn meine Frau nicht mitgemacht hätte, was dann, da ich allein so durchaus durchsichtig, will sagen verdächtig ausseh.

So flogen wir in Jettbach aus. Mein Entzücken über das schöne, winterlich idyllische Nest kannte keine Grenzen und wie so oft, mußte ich ausrufen: „Manchmal möchte ich doch lieber ein Maler geworden sein!“

Meine Frau, sonst nicht profaisch veranlagt, gab mir einen Rippenstoß: „Du, die Leute glauben ja, wir kommen aus Schwabing und meinen, wir wollten mit Selbstbildern zahlen. Die Bauern wollen Geld sehen.“

„Ja, Du hast recht“, gab ich überzeugt zurück. „Erstens kommen wir nicht aus Schwabing, zweitens sind wir keine Maler und überhaupt drittens haben wir ein Geld.“

Meine Frau schwenkte rechts auf ein Bauernhaus zu, durch dessen Fenster- und Türripen ein ach so wohlriechender Geruch nach Schmalzfischen entwich. Und geradeswegs stürzten wir durch die einzig passierbare Öffnung in das Haus hinein, in dem der Schmalzduft erweichend gleich einer Dampfheizung in mein Inneres strömte und mir das Empfinden verschaffte, daß ich unmittelbar um mindestens ein halbes Pfund zugenommen haben müßte.

Was sich des weiteren in diesem Bauernhause ereignete, darf ich nicht so ausführlich, als es meine Schildererlust befeuert, erzählen, weil doch die Polizei nicht alles zu wissen braucht. Das meinte die Bäuerin auch und mit einem bedauernden Blick auf meine Ragerkeit sagte sie: „Ueberhaupt geht das' Poltzei nix o. Wann i mein Duantum abgeliefert hab, son ich vafassa, wenn ich mag, und die ganze Paragraphenbagatell, sog i, kon mi gern habn.“

Sie begleitete uns zur Türe, sagte ihr „Pria Got!“ und wünschte mir gute Besserung dazu. Auf der Straße an-

gekommen, sagte ich nur zu meiner Frau: „Du, fünf Mark für das Pfund Butterfett ist aber schon geschmalzen“, und ich dachte mit Behmut an den schönen Zehnmarschein, der sich nun in dem wohligen Schmalzfischgeruch mischen konnte.

Meine Frau streifte mich mit einem nicht mißzuersehenden Blick und erwiderte: „Wenn das Schmalz alle ist, wirst Du hoffentlich auch fetter ausschauen.“

So war also auch in diesem Falle alle Strenge und Energie meiner Gattin nur Liebe, und dies muß poetisch ausgedrückt, einem Dichter süße Butter sein.

Nachdem wir also in Jettbach noch zweimal mit Erfolg je einen gleichen Schein hinterlassen hatten, wollte ich zur körperlichen Kräftigung eine kurze Rast machen, aber meine Frau trieb es weiter in ihrem edlen Streben. Sie wollte erst in Schinken- dorf rasten, denn Schinken- dorf war der netteste Ort im ganzen Amtsbezirk Hamtersfelden.

Der Weg nach Schinken- dorf führt an 12 Markterln vorbei, bis Rehlheim waren es acht dazu und von da bis Eierlingen im ganzen 27. Und an jedem Markterl sagte meine blonde Gattin: „Gebe Gott!“ und ich sprach: „Amen!“

In Schinken- dorf gab uns Gott und der Wirt zur „Hindenburgspende“ ein warmes Mittagbrot: Leberknödel und Kraut. Ich wollte die Wirtin umarmen, aber meine Arme reichten nicht aus. Meine Frau setzte unterdessen dem Wirt zu; ich sah, wie ihre Nasenflügel zusehends lebhafter wurden und brühte meine Briostafche fetter aus Herz. Mein Rucksack wurde um ein Viertel meines körperlichen Gewichtes schwerer — ach, hätte ich es doch selbst zugenommen — meine Brieftasche nur um einige Gramm leichter. Eine knochige Bäuerin drückte mir ihre Rechte. Ich war gerührt, beinahe ergriffen, als sie „Guten Appell!“ wünschte.

Das Pfund kostete 5 R. Wenn man von Schinken- dorf nach Rehlheim geht, hat man zur rechten Seite einen Wald, in dem im Sommer viele Schwammerl wachsen — Gott weiß, wer sie jetzt ist, das Pfund zu 12 Mark — und zur Linken einen Bach, der eine Mühle treibt. In dieser Mühle wohnt ein Bester meines Onkels, dem ich von meinem Onkel Grüße zu bestellen hatte.

War das eine Freude! Und um diese Freude voll zu machen, hatten wir der Frau des Beters des Onkels ein ganzes Pfund echten Bohnenkaffee mitgenommen. Den hatten wir freilich nicht im Kaffeegeschäft gekauft, sondern bei einer

ziehen von der Gewalt der entzündeten Pulverladung, verließ das glatte Gesicht das Gewehr. Die Züge des Laufs gaben ihm kein Durchpressen ohne rasende Umdeutung mit auf den Weg. Wie ein Kreislauf schraubte es sich durch die Luft hinein in das „Ziel“. Die mit besonderer Absicht im Draß erzeugte Drehung soll ein Ueberfliegen in der Luft verhüten. Sie hält das Gesicht in der Richtung und erhöht die Treffsicherheit. Ein solcher, durch Pulverwirkung dargeleiteter, in der Luft schwebender Kreislauf erlangt durch seine ungeheure Geschwindigkeit eine solche Wucht, daß er auf 150 Meter noch einen 80 Zentimeter dicken Tannenhölzchen durchschlägt. Sein „Ziel“ ist der Leib des Feindes, der solche Bau eines Jellenhautes. Jetzt hat es ihn erreicht, faßt mit Wucht hinein, hindurch, hinaus und weiter, kaum aufgehalten von dem matten Hindernis der Weichteile. Das vordere Ende, bobert sich mit rasender Umdeutung bis schnell durch die Haut. Das kleine Hautloch weitet sich im Nu, läßt das durchgehende bleistiftartige Gesicht durch und schließt sich sofort wieder hinter ihm. Infolge der raschen, plötzlichen Drehung ist die Haut abgerissen; die tote Hautschale beschließt den Einschnitt und trocknet ein zu einem luftdicht abschließenden Lederdeckel. Was auf dem ganzen Weg des rasenden Geschosses lag, ist durchbohrt, zerschnitten, zertrümmert. Beim Austritt dehnte und schloß sich die Haut in gleicher Weise wie beim Einschnitt, nur meistens in etwas größerem Umfang. Ein winziges Tropfen Blut quillt aus den Hautwunden. Raum mecht der Arbeiter die Verletzung. Nur einen dumpfen Stoß meinte er an der Stelle gespürt zu haben, wo das Gesicht den Körper verließ.

Das ist das Unheil, das das Gesicht auf seinem Wege durch die weichen Teile anrichtete. Aber wenn man in nüchternen Ruhe das Bild der Zerstörung genauer betrachtet, erscheint die Aufgabe, die der Körper lösen soll, viel größer. Gewiß blüht es nicht aus den Wunden, weil sich die Schußöffnungen sofort wieder schließen. Aber im Inneren blüht es. Die Muskeln, das rote, weiche Fleisch sind ein reichlich mit Blut versorgtes, von Blutwasser durchschichtetes Gewebe und bluten, wenn sie zerkratzt sind, unaufhörlich, langsam und stetig, Tropfen um Tropfen. Immer mehr Blut sickert in das weiche, nachgiebige Gewebe, füllt die ganze Höhle des Schädelknochens und alle Winkel, Lücken und Spalten zwischen Muskeln, Hauten und Sehnen. Schließlich sammelt sich so viel Flüssigkeit, daß das ganze Glied, da der Abfluß nach außen abgsperrt ist, stärker aufschwillt. Außerordentlich groß pflegt diese innere Blutung bei Schüssen durch die Wunden zu sein. Sie hört nicht auf, wenn der Verwundete das Glied weiter bewegt. Läßt man ihn ruhen, legt man den Verwundeten etwa bei Beinschüssen hin, oder lagert man den verwundeten Arm hin, daß er nicht bewegt werden kann, so gewinnt der Körper Zeit, der Blutung Herr zu werden. Allmählich gerinnt das Blut im Wundkanal. Die Gerinnung setzt sich fort in die Wunden und Winkel und in die haarfeinen, blutenden Aderchen, so daß sie sich verstopfen, und die weitere Blutung steht. Schon das ist eine wertvolle Selbsthilfe des Jellenhautes, die notwendig ist, um sich vor dem Verbluten, den Jellenhaute vor dem Untergang zu schützen. Aber nach dieser ersten schützenden Arbeit der Umstillung wird er erit recht nötig. In dem geronnenen Blut verfallen die roten Blutkörperchen. Der rote Farbstoff wird umgewandelt in gelben und grünen, wird in den Amphibolen fortgeschafft und färbt die Haut des verletzten Gliedes in schillernden Tönen. Was sonst noch von dem Blut übrig blieb, wird von den Nerven aufgelöst und wieder dem Ganzen als wertvolles Baumaterial dienbar gemacht.

Nichts anderes also hat der Körper nach der ersten Verletzung nötig, als Ruhe, damit die eben durch garke Gerinnung verschlossenen Aderchen nicht wieder anfängen zu bluten. Ruhe aber vor allen Dingen, um sich nun weiter dem Ziele der Ordnung, des Ausräumens, des Ausbesserns und der Heilung zu widmen. Das ist eine schöpferische Tätigkeit, bei der wir Menschentinder ihm nicht helfen und bestehen können.

Millionen von Zellen sind zertrümmert. Diese kleinen, winzigen, lebendigen Bausteine sind nun tot, abgestorben. Die Jellenkrümmen füllen mit loderem blutigem Saft das ganze lange Rohr des Schädelknochens. Sie zu beseitigen, ist das erste Ziel. Tausende, Millionen von weißen Blutkörperchen rücken in dichten Reihen heran, sie fassen die Trümmer und Reste der Jellenkörper und schaffen sie kurzlich fort an Stellen, wo sie nicht hinderlich sind, wo aus ihren Resten neue Zellen aufgebaut werden. So ist die Bahn frei für neues Schaffen. In emsiger, unaufhörlicher Tätigkeit wird die Säuberung durchgeführt. Das rote Eiweiß der zerfallenden Jellenkrümmen ist ein Gift für die lebendigen Zellen, ein Gift, vor dem sich der Organismus schützen muß. Und er schützt sich, so gut er kann, indem er die Trümmer, die verderblichen

Stücke mit Blutwasser überschwemmt, das aus den erweiterten Aderchen der Nachbarschaft herbeiströmt. Dadurch werden die Stoffe verdünnt und abgestumpft, genau so, wie etwa die Salzsäure ihre ätzende Wirkung durch Zufügung von Wasser verliert. Große Mengen sind dazu nötig. Aber in Wirklichkeit stehen auch so große Mengen hin, daß nicht nur die Trümmerstücke, sondern die weitere Umgebung, das ganze verletzte Glied aufschwillt, daß die Haut jetzt aufgedunsen und aufgetrieben wird, und wenn man mit dem Finger aufen drückt, ein Grübchen auf der unversehrten Haut stehen bleibt. Nach solcher Säuberung durch Ansammlung und Ausspülung kann nun das Ziel des Wiederaufbaus beginnen. In dem durch das Gesicht ausgehobren Jerschrungskanal gerinnt das Blutwasser und legt diese, weiße Kloden und zähe Fäden von Blutkörperchen ab, die in die Wunden und Winkel und in die verborgenen Eden sich hineinschieben und mit einem vorläufigen Kitt alle leeren Eden und toten Winkel verkleben. Das ist der erste Schritt zur eigentlichen Heilung. Im weiteren Verlauf knospen von den Wunden der Röhre, wo das Leben noch wacht, garte, ganz feine Werdchen hinein in den dicht geflochtenen Netz, durchziehen den aufschwellenden Kitt und bringen ihm Mut zur Ernährung; und über die Brücke ziehen die feinen Aderchen hinüber und berüber, und stellen die erste Verbindung wieder her. Jellen schieben sich in die allende Jasermaße, sie wird fester und berber, wird zu „Bindegewebe“. Und endlich sprossen auch die zerstückelten Muskelfasern vorsichtig und behutsam auf die Bindegewebige Brücke und verbanden fest daran. Schließlich schrumpft die garte, saftige Verbindung, wird fester und immer fester und berber, die garten Gefäße schrumpfen mit, und aus der jungen, roten, vorläufigen Brücke wird die endgültige, feste, unerschütterliche Nahe. Ein- und Ausschluß haben sich längst unter dem Lederdeckel der Haut mit garter, junger, neuer Haut bedeckt — die Heilung ist erreicht. Keine Heilung wie „neu“, aber doch so vollkommen, daß die verletzten Teile fest aneinandergefügt ihre Lebensaufgabe wieder übernehmen können.

Ein Buch tapferen Anspruchs und wahrhaft populärer Aufklärung hat uns Herr Deller in dem Kosmosbuchchen: *Sellen und Heilen* (Jrandische Verlagshandlung, Stuttgart) gesendet. Dieser Aufsatz ist das einleitende Kapitel daraus. Das Buch ist verwundeten und Unverwundeten ins Feld geschickt worden und hat überall Zuversicht zur Heilkraft, des Körpers wie Zutrauen zur Kunst des Arztes gewekt.

Bier-Elegie.

Es ist schon knapp und wird noch knapper. Im Sommer, so las ich gestern in der Zeitung, wird das Bier ganz verstanden sein. Ein grauenhafter, trockener, heißer Großstadtsummer lauchte vor mir auf — mit warmem Wasserleitungswasser! Verfügt und mit verübtertem Gemüt elke ich abends zu Sacken. Es war ergreifend. Offenbar hatte es noch Hunderte in ähnlicher Seelenpein zum Abschied hergetrieben, denn schon vor dem Eingang begann das Gesimml der Drängenden, drinnen aber sahen die Gäste, aneinandergepreßt wie die Spritzen in der Schachtel, und alle sahen in einer Gemütsleid, Breite und Beschluß da, als wollten sie den armen, verzehens noch nach Sitzplätzen lugenden neuen Eindringlingen neckend zurufen: „Hier lag ich und besitze“. Wertwürdig, es sahien als seien es große Familien, die sich um jeden langen Tisch bequem gelagert hätten. Das machte die körperliche Nähe der aneinander Gekehrten, ihre gemeinsame Entschlossenheit von sich bis halb zwölf Uhr nachts auf dem beweideten Platz auszuhalten und — nun eben das wichtigste, das morgen Vermisste, das Bier. Der alte Goethe hat einmal, übrigens ohne allen bitteren Jndignation, festgestellt: „Genießen macht gewinn!“ Und dabei ist er nie bei Sacken gewesen, war vielmehr ein Weintrinker, wohlte also von der Bierbedürftigkeit nur wenig. Ach, er hätte hier durch Berliner Bierfäße gehen und die Massen sehen sollen, die hier dem Biergott einen letzten oder vorletzten Abenddienst widmeten. Sie alle, Männer und Weiblein, sahen natürlich vollobeliebt da und doch, es war eine Hembarntimmung an allen Tischen. Man kann nicht sagen, daß die riesigen, hochgewölbten Säle gemächlich sind, der dicke Rauch ist auch nicht gerade erquickend, die Geräusche der aneinandergedrängten Deutschen sind nicht waldfrisch, das Klappern, Schreien, dumpfe Aumoren, die Rufe der Reiner, das unbedeutliche Gekumm und Gekrumme der Menschenmassen, all das ist so gar nicht erquickend und doch süßte sich jeder — man las es von den geröteten Gesichtern — sanftwohl. Jemand in der Welt verstand das Individuum so gründlich wie in einem großen, blatt gefüllten Berliner Bierfaß, hier hört man auf, ein Ich zu besitzen, hier ist man erlöst von seiner persönlichen Tragödie, hier

nach der Station Gierlingen, die nur eine und eine Viertelstunde weit war.

Die Verwandten des Onkels unseres Neffen waren glücklich zu Hause. Sie wunderten sich, daß man in solchem Winterwetter Touren mache, änderten aber ihre Ansicht bald, als ich mit liebevollem Blick die Ofenecke musterte, in der eine frange Henne in einem ausgepolsterten Korb sah und fröhlich zu sein schien, daß sie ihrer Lieferungsplacht nicht nachkommen konnte. Ich äußerte diese erschütternde Wahrnehmung, worauf die Bäuerin trocken, aber nicht freundlich erwiderte, sie liefere so nicht mehr als sie müsse. Dieweil ich das auf die Henne bezog, sah sie es meine Frau anders auf und sagte:

„Wir zahlen Ihnen für das Stück, das Sie nicht abzuliefern brauchen, 30 Pf.“

„Ja, mei, wenn i wüß, daß eahna nôt dawischn, weims einstemma nach Winka; ich könnt eahna scho Dar gebu und dazua bsorgn a.“

„D.“ beruhigte ich, „Wir steigen in Rittersending aus und fahren mit der Tram heim und überhaupt kann man doch nicht wissen, wie viel Eier die Hühner legen, wenn kein Schuttmann dabei steht.“

„Dös scho, aber wenns eahna was passiert, daß ma sei nôt sogn, wos her san.“

Das versprach ich feierlich. Meine Frau sagte: „Auf Ehr und Gewissen!“

Nach einer halben Stunde hatten wir alles touristenmäßig verpackt und steuerten voll Dankbarkeit dem Bahnhof zu. Am letzten Martlet seufzte meine Frau: „Gede Gott!“ Damit meinte sie, daß wir glücklich zu Hause wären. Wir wurde es schwüler, je näher wir an die Station kamen. Trotz der großen Kälte schwitzte ich und ich spürte ein bedeutliches Herzklappen. Gott sei Dank, der Stationsbeamte musterte uns nicht auergewöhnlich und ließ uns durch. Und so gelangten wir auch nach Rittersending und nach Hause. In der Küche angelangt, rief ich schweißtriefend aus: „Jetzt gibts einen Eierkuchen mit Schinken!“

Da hörte ich die Stimme meiner Frau: „Ja, was hast Du dem?“

Ich habe meinen Kopf und merke, daß ich nur geträumt habe. Ich schüttelte mich. Einem moralischen Schauer gleich lief es mir über den mageren Rücken. Herrgott, wie einem aber auch nur so etwas im Traum einfallen kann...

ist man ein Jndianenstiel des Publikums und hat nur eine Frage an das Gesicht: Wie lange muß ich auf den Kellner warten? Dieser ungeheure Bierfaß ist beinahe das einzige Terrain deutscher Demokratie! Hier gibt es keine erste und keine zweite Klasse. Hier kann ein preussischer Rittergutsbesitzer neben einem Dreschensluischer, ein jüdischer Rechtsanwalt neben einem jüngerischen Korpsstudenten, die Witwe Maier mit ihren drei heiratswilligen Töchtern neben einem delatanten, fortplantungsfeindlichen Dichter zu ihren kommen. Und das Wertwürdigste: Der Deutsche, sonst immer geneigt und gewohnt, eine unsichtbare Mauer zu seiner Jnsolierung aufzurichten, wird hier so gefällig. Nach einhalb Stunden gemeinsamen Bierstehens sind der jüdische Rechtsanwalt mit dem Rittergutsbesitzer, Frau Maier mit dem Dreschensluischer und die drei heiratswilligen Mädchen mit dem fortplantungsfeindlichen Dichter ins innigste Gespräch verweht.

Schleicht Ihr jetzt die Bierlokale, so werden die einzigen Stätten deutscher Demokratie versperkt!

Das Bier erzeugt Bierfrieden, wobel kaum fraglich ist, ob dies ein Lob des Bieres bedeutet. Sind doch sogar die grimmigsten Kämpfe, nämlich die nationalen, nicht selten im Bier erlosfen. Es sei nur an die drohigen Kämpfe um das Pilsener Bier erinnert, das, wie man weiß, ursprünglich wirklich in Pilsen erzeugt wird. Pilsen aber ist eine tschechifizierte Stadt. Auch die Bilsener Brauerei ist allmählich tschechifischen Aktionären in die Hände gefallen. Es begann eine urdeutsche Propaganda gegen das tschechifische Bier. Die Herren Aktionäre aber, denen der deutsche Absatz wichtiger war als der nationale Absatz, wählten schnell ein paar treu-deutsche Verwaltungsräte. Der Gomp gelang. Abdeutschland trat weiterhin Pilsener, und die tschechifischen und deutschen Aktionäre füllten ihre Södel. Ja, im Bier wohnen burgfriedliche Gevalten!

Koch ist nicht abzusehen, wie die große Bierentzehrung auf die Deutschen wirken wird. Wird eine allgemeine Verdrückerung der Gemüter andrehen? Oder wird uns die Bierlokalität regenerieren? Es gab Bierfeinde, die dem schwarzen oder gelben Saft das Schlimmste nachsagten. Ich spreche nicht von den unbedeutendsten Bierbergen und von den nicht so überheblichen Bierbänden, obwohl unangbar ist, daß die ärgsten Entstellungen des ursprünglich schönen menschlichen Körpers oft dem Bier zuzuschreiben sind. Kein Zweifel, der Rauch des regelmäßigen Biertrinkers nimmt allmählich die Form des Haffes an, von dem er täglich geht. Jalsst war gewis ein Biertrinker. Es gab auch Massenpsychologen, die das Schicksal des deutschen Liberalismus aus dem regelmäßigen Biertrinken seiner Anhänger erklärten. Mit dem Biertrug in der Hand war keine Parallele zu erklären. Man schied die gewohnte Rundheit des täglichen Biertrinkers jener entzückenden Schaffigkeit zu. Zum Bier gehört unbedingt Zeit, und gerade daraus läßt sich die tschechifische Infolge gegen es ableiten. Regelmäßiges Biertrinken bezohlet man nämlich nicht nur mit Geld, nicht nur mit der Schönheit seines schlanken Leibes, nicht nur mit einer gewissen Schwerefähigkeit des Geistes, wie die Wein- und Wassertrinker behaupten, sondern vor allem mit Jahren seines Lebens. Damit sind nicht die Schwereberechnungen der Absinenten gemeint, sondern die wahren und einfachen Rechnungen: 300 x 8 Stunden, das Ergebnis wieder vervielfacht mit der Zahl der Bierjahre. Die Rechnung kann zuweilen sehr melancholisch stimmen, denn das Bier ist ein eifervoller Gott, der keinen anderen Abenddinh neben sich duldet. Janderer Einer mag im Rauch bei Sacken ein paar Jahre verleben haben.

Alle Jahren Lebensveränderungen sind gefährlich, zum Glück wird uns das Bier nicht von einem Tag auf den anderen entzogen. Es ist von Tag zu Tag spärlicher und teurer geworden. In München haben sie Bierarten ausgegeben (oder nur erzwungen?). Da würden alle politische-sozialen Probleme lebendig. Von welchem Jakt an hat man das Recht auf eine Bierart? Sind die Frauen vierarten-gleichberechtigt? Muß jeder vierartenberechtigte sein Recht persönlich ausüben? Auch wenn er ein baradrengeener Weintrinker ist? In anderen Städten, wie in Wien, hat man kurze Bierstunden, abends und mittags, eingeführt, und verfügt, daß jedem Gast nur ein Glas Bier dorgekehrt werden dürfe. So erzeugte man dort das Gesicht der Bierwanderer, übrigens eine nur spärlich gedeihende Klasse, weil zum Biertrinken, wie gesagt, Schaffigkeit gehört. In Berlin hat man sich damit gehalten, daß das Bier einfach immer schlechter wurde. In vielen Stellen bekommt man nur einen Juckigen, dicken Saft, der allerdings mit jedem Seifenschaum getrübt ist, aber vom Bier hauptsächlich den Namen hat.

Eins steht heute Jakt: Die Bierlosigkeit ist einer der Hauptgründe, warum wir alle schlanker geworden sind und die Schaffigkeit nicht und nicht über. Die Herren Engländer haben uns alle schlanker gemacht! Daran ist kein Zweifel. Wie, wenn die Absinenten recht behielten, und wir durch die Bierlosigkeit auch geistig schlanker und bereedelter würden? Vielleicht ist es unserer inneren Entzückung außerordentlich wohl, und eine Jellung gar nicht sanftwohl zu fühlen? Wenn Genießen gemein macht, wohlan, dann muß Entziehung des Genusses edler machen!

Es ist gar nicht ausgedenken, was für Edelmenschen wir alle mit der Zeit, der großen, noch werden! R. K. H. H. H.

Romische Oper: „Die Dose Er. Majestät“.

In dem Text dieses Singspiels ist eigentlich nichts Junktelnagelneues, weder die Geschichte von der Samstagsdase, die bei alle Freit bei einer Jnognitofahrt nach Berlin im Wagen liegen ließ, noch die Brautkaufreise zweier Stuttgarter eberdorthin, noch die Anesboten, die in die Handlung eingewoben sind. Nur die Mode, die ist, wenn nicht neu, so doch recht effektiv, bis auf den Schlußakt, der mancherlei überflüssigen Kraus und posthume Jnkügeligkeiten hat. In ihnen erkennt man wohl einen der Verfasser: Walter Stein; während Rudolf Preber außerdem Gesangstücke von durabler kritischer Handwerksfähigkeit beisteuerte.

Als Komponist zeichnet Gilbert. Er hatte wohl den Ehrgeiz, eine Musikkomödie zu schreiben, und tatsächlich erkunnt er zuweilen eine gewisse Höhe. Eigenartiges und Neues hört man allerdings nicht viel. Im so liebt sieg er in die Musikalische des tschechifischen Zeitalters hinein, griff Bossendes Kraus und verließ ihm ein neuzeltliches orchestrales Gewand. Im dritten Akt wurde auch eine Jktenkomposition Friedrichs II. zu Gehör gebracht. Für jene Schönerzeit sang sie nicht über.

Die Direktion hat für stimmungsvolle Landschaftsbilder von Berlin und Potsdam, ferner für reizende Damenreizeprodukte im Kolofo geort. Sämtliche Darsteller und Gesangskräfte geben einwandfreie Leistungen. So konnte es an einem sehr freundlichen Erfolg nicht fehlen.

Notizen.

— Vorträge. Im Institut für Weereskunde spricht am Freitag Prof. Ross über das Unterseeboot. — In der Uronia spricht am Mittwoch Prof. Seidich über „Ariepeschichte“. Erste aus der Saat des Arrieges! Direktor Franz Goertz hält Donnerstag und Sonnabend einen Vortrag über „Quinuaud und Jematische“, der eine Städtewanderung durch alle Oase Jerslands umfassen wird. — In der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheit bei Jpslege spricht am Dienstag im Jpharmakologischen Institut (Vorlesung, 28) Dr. Gies über Boden- und Bodenimpfung. — Max Jungnickel liest am 12. März im Jpsing-Museum aus seinen Werken.

Direktion Max Reinhardt:
Deutsches Theater.
 7 Uhr: **Othello.**
 Nachm. 2 U. (kl. Preise): **Nachtasyt.**
 Montag: **Judith.**

Kammerspiele.
 7 1/2 Uhr: **Das Konzert.**
 Nachm. 2 1/2 Uhr (kleine Preise):
Minna von Barnhelm.
 Montag: **Das Konzert.**

Volkshöhne, Theat. a. Bülowplatz.
 7 1/2 Uhr: **Der Biberpelz.**
 Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): **Rose Bernd.**
 Montag: **Kabale und Liebe.**

Theater in der Königgrätzer Str.
 7 1/2 Uhr: **Paul Lange und Tora Parsberg.**
 Nachm. 3 Uhr: **Kameraden.**

Komödienhaus.
 7 1/2 Uhr: **Die verlorene Tochter.**
 Nachm. 3 Uhr: **Der 7. Tag.**

Berliner Theater.
 7 3/4 Uhr: **Die tolle Komtesse.**
 Nachm. 3 U.: **Wenig zwei Hochz. mach.**

Verband der Freien Volkshöhen
 Sonntag, den 11. März 1917:
 Nachmittags 3 Uhr:
 Volkshöhne, Theater am Bülowplatz:
 Rose Bernd.
 Schiller-Theater Ost: **Johannisfeuer.**
 Schiller-Theater, Charlottenburg:
 Hinter Lampe.
 Künstler-Theater: **Wenn wir Toten erwachen.**

Nachmittags 2 1/2 Uhr:
 Sessing-Theater: **Die gutgeschchnittene Ede.**
 Deutsches Opernhaus: **Die Entführung aus dem Serail.**

Abends 7 1/2 Uhr:
 Gymnasium zum Grauen Kloster:
 Leseabend.
 Volkshöhne, Theater am Bülowplatz:
 Montag: **Kabale und Liebe.**
 Dienstag und Mittwoch: **Nachb.**
 Donnerstag: **Der Götterdämmerung.**
 Freitag: **Was dem, der liegt!**

TYPOGRAPHIA
 Gesangsverein Berliner Buchdrucker und Schriftsetzer
 Gegr. 1879, Vorstand: Alexander Weidmann, M.A.S.

Heute Sonntag, den 11. März, in Obiglos Festsälen,
 Koppenstr. 29:
KONZERT.

Mitwirkende:
Paula Weinbaum — Alfred Wittenberg.

Eintritt 60 Pf. Liedertexte 10 Pf. Anfang 8 Uhr.

Eintrittskarten zu 50 Pf. sind zu haben bei
 Horsch (Gewerkschaftshaus), Gottfried Schulz, Kottbuser
 Tor und in den mit Plakaten belegten Handlungen. 60/10

Deutscher Metallarbeiter-Verband
 Verwaltungsstelle Berlin, N 54, Finienstr. 83-85
 Geschäftszeit von 9-1 Uhr und von 4-7 Uhr.
 Telefon: Amt Korben 185, 1239, 1987, 9714.

Südenbezirke und Neukölln.
 Dienstag, den 13. März 1917, abends pünktlich 7 Uhr,
 im Gewerkschaftshaus, Engelauer 15 (großer Saal):
Großer Lichtbilder-Vortrag
 „Die Kriegsbeschädigten-Fürsorge in Deutschland.“
 Referent: **Sebastian Lauterbach-Stuttgart.**
 Eintritt 10 Pf. Gerdorbe 15 Pf.
 Zahlreicher Besuch wird erwartet.

Theater für Sonntag, 11. März.

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
 7 Uhr: **Carmen.**

Friedrich-Wilhelmstadt, Theater.
 7 1/2 U.: **Das Dreimäderlhaus**
 8 Uhr: **Der Wildschütz.**

Kleines Theater
 3 Uhr: **Henriette Jacoby.**
 7 1/2 U.: **Der Raub der Sabinerinnen.**

Komische Oper
 7 1/2 U.: **Minna von Barnhelm**
 7 1/2 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**

Lustspielhaus
 7 1/2 U.: **Die schöne Kubanerin.**
 3 Uhr: **Charleys Tante.**

Metropol-Theater
 7 Uhr: **Die Csardasfürstin.**
 10 Min.: **Die Kaiserin.**
 7 1/2 Uhr: **Die Kaiserin.**

Neues Operettenhaus
 3 Uhr: **Der Vogelhändler.**
 7 1/2 U.: **Der Soldat der Marie.**

Sessing-Theater.
 Direktion: Viktor Barnowsky.
 7 1/2 Uhr: **Die Sorina.**
 Nachm. 2 1/2 U.: **Die gutgeschchnitt. Ede.**
 Montag: **Die Sorina.**

URANIA Taubenstr. 48/49.
 Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Die Bagdadbahn.
 Sonntag und Montag 8 Uhr:
Der Balkanzug
 und die befreite Donau.

Palast
 Heute
2 Vorstellungen 2
 3 1/2 Nachm. jed. Erw. **7 1/2**
 1 Kind frei.
 In beiden Vorstellungen:
 Die neue Revue:
Berlin im Krieg
 v. Otto Reutter u. R. Liebmann.
 Musik von Viktor Holländer.

UT

E. Kaiser-Titz.
 Eine Ekokarberg
 im Detektiv-Film:
Das Nachtgespräch.
 Regie: A. Gärtner.
 11 Linden, Reinsendortstraße.
Max Landa
 in der Detektiv-Komödie
Der Hund
 mit dem Monokel.
 Kienardstr. Weinbergstr. 20
Fern Andra
 Alfred Abel
 in
Der Seele Saiten
 schwingen nicht.
Paul Heidemann
 im besten Film
 Paulchen im Liebesreusch.
 Dienstag, Solenbeide
Mädchen, die man nicht
 heiratet.
 Schönberg Hauptstraße:
Sündige Mutter.

Montag, den 12. März 1917:
Bezirks-Verfassungen
 für die gesamte Verwaltungsstelle Berlin
 in folgenden Lokalen:

Norden: Pharusssäle, Müllerstr. 142, abends 8 1/2 Uhr.
Norden: Büttner's Festsäle, Schwedter Straße 23, abends 8 1/2 Uhr.
Norden: Volt-Theater, Bodstr. 56, abends 8 1/2 Uhr.
Moabit: Sands Festsäle, Beusselstr. 9, abends 8 1/2 Uhr.
Charlottenburg: Porschel, Kaiser-Friedrich-Straße 82, abends 8 1/2 Uhr.
Westen, Schöneberg und Steglitz: Kaiser-Wilhelm-Rheinstraße 65, abends 8 1/2 Uhr.
Osten und Nordosten: Comeniusssäle, Remer Str. Nr. 67, abends 8 1/2 Uhr.
Lichtenberg und Stralau-Rummelsburg: Blume, Alt-Frohagen 56, abends 8 Uhr.
Weißensee: Restaurant Masche, Berliner Allee 251, abends 8 Uhr.
Südenbezirke: Gewerkschaftshaus, Engelauer 15, Saal 5, abends 8 1/2 Uhr.
Neukölln: Ideal-Festsäle, Weichselstraße 8, abends 8 1/2 Uhr.
Reinickendorf-West: Glöcknerstraße 60, abends 8 Uhr.
Oberschöneweide, Niedererschöneweide, Johannisthal u. Umg.: Restaurant Warnocke, Oberschöneweide, Wilhelmshofstr. 18, abends 8 1/2 Uhr.
Spandau: Derts' Restaurant, Spandau, Kurstr. 21, abends 8 1/2 Uhr.

NATIONAL-THEATER.
 5 Min. Jannowitzstr. 50, Köpenicker Str. 68, 5 Min. Inselstr. 4, 8.
Großer ehrlicher Erfolg!
Studentenliebchen. Operette in drei Akten.
 Operette in drei Akten. Musik von B. Strome.
 Sonntag nachm. 3 1/2 U.: **Die Gaudenlerche.** Sonnt. ab 10 U. ununterbr.

Rose-Theater.
 7 Uhr: **Heinrich Heine.**
 7 1/2 Uhr: **Der fidele Bauer.**

Walhalla-Theater.
 8 1/2 U.: **Das Musikantenmadel.**
 7 1/2 Uhr: **Das Glücksmadel.**

Circus Busch
 Sonntag 2 Vorstellungen
 3 1/2 Die Gelerprinzessin. 3 1/2
 Lange Kind auf allen freil!
 hörig Sitzplätze.
 7 1/2 Die 7 1/2
versunkene Stadt.
 In beid. Vorstellungen vorher:
 Mexikanische Lynchjustiz
 Tom Jack in der Todesfessel
 und d. übrige vorzügl. März-Program.

Zirkus A. Schumann
 Heute Sonntag, den 11. März 1917
2 Große 2
 Vorstellungen
 nachm. 3 Uhr u. abends 7 1/2 U.
 Nachm. 1 angehörig. Kind frei.
 Jedes weitere Kind halbes Preis.
 In beiden Vorstellungen:
 Ungefürzt! Das Ungefürzt!
große Märzprogramm
 u. die prächtige Ausstattung.
Die Seeräuber.

Casino-Theater
 Lothringer Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.
 Trotz des großen Erfolges
 nur noch kurze Zeit
Zwei helle Berliner
 vorher 7 1/2 Uhr dunkler Teil.
 Anfang des Stückes 8 1/2 Uhr.
 Sonntag 4 Uhr: **Die Sache knippt.**

Sonnabend, den 17. März 1917:
Köpenick und Friedrichshagen: Lindengarten,
 Friedrichstraße 74, abends 8 Uhr.
 Tagesordnung in allen Versammlungen:
Stellungnahme zur ordentlichen Generalversammlung.
 Ohne Mitgliedsbuch kein Zutritt.
 Zahlreiches und pünktliches Erscheinen wird erwartet.
 Die Ortsverwaltung.

WINTERGARTEN
 Heute 2 Vorstellungen.
 Nachm. 3 Uhr: Kleine Preise!
 Kinder d. Hälfte. Abends 7 1/2 U.
In beiden Vorstellungen:
Lillebil's Hochzeitsreise.
 Aegypt. Burleske in 7 Bildern.
 Inszenierung v. Max Reinhardt.
 Hauptdarstell.: Hans Wassmann,
 Lillebil Christensen,
 Katta Starna, Ernst Matray,
 sowie der neue März-Spielplan.
 3 1/2 Oskar Saba m. a. neuen Vortr.

Spolto
 FRIEDRICHSTR.-AN-DEK-KOONSTR.
 Heute Sonntag 2 Vorstell.
 1/2 4 und 1/2 8 Uhr.
 In beiden Vorstellungen:
Persönliches Gastspiel
Wanda Treumann
Viggo Larsen
 in ihrem Lustspiel:
„Die Scheidungsache“
 von William Kahn.
 Vorher: Das vollständig neue
Varieté-Programm.
 Das Theater ist gut geleitet.

Possen-Theater.
 Täglich 7 1/2 Uhr:
Der liegende Holländer.
Der alte Wollf.

Voigt-Theater.
 Badstr. 55. Badstr. 58.
 Heute nachmittags 3 Uhr:
Der Stabstrompeter.
 Heute abends 7 Uhr:
Der Weg ins Verderben.
 Ab Montag, den 12. März:
Mutterliebe.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
 Heute nachmittags 3 Uhr
 Vorstellung
 zu ermäßigten Preisen!
ein Neues Programm!
 Abends 7 1/2 Uhr:
Cabaret
Feldgrau

Admiralspalast.
 Heute 2 Vorstellg., 4 u. 7 1/2 Uhr.
 Nachmittags kleine Preise.
Schiltschuhläufer-Ballett
 aus der Oper „Der Prophet“
 Nur noch kurze Zeit!
Frau Fantasie.
 Vorzügl. Küche auf allen Plätzen.

GARBÁTY
CIGARETTEN

IN ALTER
QUALITÄT

Deutscher Buchbinder-Verband.
 Zahlstelle Berlin.
 Folgende wichtige Änderungen sind durch die letzte Generalversammlung
 beschlossen worden.
 Das Bureau ist vom 5. März ab an den Sonntagen nur von 11
 bis 1 Uhr geöffnet.
 Die Krankentüchtungen können nur in dieser Zeit erhoben werden.
 In den Nachmittagsstunden ist das Bureau, außer Mittwoch und
 Donnerstag, von 4 bis 7 Uhr geöffnet.
 Das Bureau ist für den Verkehr des Publikums am Mittwoch und
 Donnerstag nachmittags nicht geöffnet.
 Die Arbeitslosen-Unterstützung wird jeden Freitag im Arbeits-
 nachweis in der Zeit von 1 bis 3 Uhr zur Auszahlung gelangen. Die
 im Laufe der Woche in Arbeit treten, können sich die Arbeitslosen-Unter-
 stützung an jedem Dienstag nachmittag in unserem Bureau, Engelauer 15,
 in der Zeit von 5 bis 7 Uhr abholen.
 Die Ortsverwaltung.

Album-, Mappen- u. Galanterie-Branche.
 Montag, den 12. März 1917, abends 5 1/2 Uhr,
 im Gewerkschaftshaus, Engelauer 15, Saal 5:
Branchen-Versammlung
 sämtlicher in den Album-, Mappen- u. Galanteriebetrieben
 beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen.
 Tagesordnung:
 1. Die weitere Gestaltung unserer Lohn- u. Arbeits-
 verhältnisse.
 2. Branchenanangelegenheiten und Berichtsabend.
 Keiner fehle in dieser wichtigen Versammlung.
 Die Branchenleitung.

raich und sicher wirkend bei:
Jogal Gicht Hexenschuß
 Rheuma Nerven- und
 Ischias Kopfschmerzen
 Vergr. glänzend begutachtet. — Hunderte
 von Anerkennungen. Ein Versuch überzeugt. Jogal-Tabletten
 sind in allen Apotheken erhältlich. Preis 3 Pf. 1.40 u. 3 Pf. 3.50.

Berliner Konzerthaus
 Mauerstr. 82 Heute Zimmerstr. 90/91.
Großes Konzert
 des Berliner Konzerthaus-Orchesters
 Leiter: Komponist Frz. v. Blon.
 Anfang 4 Uhr. Morgen: Anfang 4 Uhr.
Großes Wohltätigkeits-Doppel-Konzert.

Berlin C Wallstr. 13
Gardinen
 Spezialfirma: Gardinenhaus Bernhard Schwartz